



Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg.



Gute Nacht. Nach dem Gemälde von C. Fröschl.
Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

◆ **Gute Lehre.** ◆

Lern entsagen in der Jugend
Und bezwingen Dein Begehren,
Denn es lernt sich auch die Tugend,
Und nur Kampf kann sie Dich lehren.

Kannst den Wunsch im eignen Herzen
Willensernst Du niederschlagen,
Wirft Du leicht den Wunsch verschmerzen,
Den die Menschen Dir versagen.

◆ **Die Radlerin.** ◆

[Fortsetzung.]

Roman von Heinrich Lee.

[Nachdruck verboten.]

Durch das Tor des Fabrikhofes wollte über das Trottoir ein Radfahrer herein, er hielt an und stieg ab.

Der alte Schumann hielt es für eine große Insolenz, daß jemand mir nichts dir nichts sich erlaubte, auf einem solchen Behübel bis in seinen Hof herein zu kommen, statt auf der Straße abzustiegen und das Ding bescheidenlich an der Hand hereinzuführen, erfüllt von dem Respekt, den sein Hof sehr wohl in Anspruch nehmen konnte.

„Wo wollen Sie denn hin?“ fragte er, aus seinem Hause auf den Fremdling zutretend.

Der fremde Mann lächelte ihn nur merkwürdig an.

„Der junge Herr!“ rief plötzlich Schumann und riß die Mütze vom Kopf, daß die grauen Haarbüschel die frische Luft genossen.

„Wie geht's denn, Schumann?“ fragte Rudolf und reichte dem alten Manne, der ihn als kleinen Jungen schon auf den leeren Wagen im Hofe hatte herumspielen lassen, die Hand.

„Der junge Herr!“ sagte Schumann statt aller Antwort noch einmal. Sein Gesicht sah aber dabei aus, als erblicke er statt seines jungen Herrn nur dessen Geist.

„Ist Herr Defenik schon da?“ fragte Rudolf weiter.

„Gewiß doch, junger Herr.“

„Geben Sie mir auf das Rad gut Nacht, Schumann, daß nicht etwa ein Wagen daran fährt.“

„Gewiß doch, junger Herr.“

Rudolf lehnte das Rad an die Mauer und begab sich in das Kontor. Durch das Schiebefenster drinnen guckte ein fremdes Lehrlingsgesicht.

„Ich möchte Herrn Defenik sprechen.“

„In welcher Angelegenheit —?“

„Ich bin der Chef.“

Berwirth sah der kleine junge Mensch ihn an. Er öffnete ihm nicht die Barriere, sondern lief in seiner Gast nach dem am Ende des großen Saales gelegenen Zimmer des Prokuristen. Gleich darauf kam Herr Defenik heraus. Herr Defenik war bei Begründung des Hauses als Lehrling eingetreten. Er gehörte der Firma Moellendorf nun bald fünfzig Jahre an, seit dreißig Jahren hatte er Prokura. Er trug immer einen blauen Rock und ging gebückt. Weil er stark kurzsichtig war — er trug eine schwarze Brille —, hatte sein Wesen etwas Unbeholfenes; noch eiliger als sein jüngerer Untergebener trottete er auf die von einer Holzwand mit eingelassenem Milchglas gebildete Barriere zu. Rudolf hatte an diesem Spiel genug. Er öffnete die Barrierenthür und trat

dem greifen, getreuen Diener seines Hauses entgegen. Wer ihn von dem Personal, das an den Pulten saß, jetzt erkannte, stand überrascht auf.

„Guten Morgen,“ sagte Rudolf, die Herren begrüßend, „guten Morgen, Herr Deseniß.“

„Herr Moellendorf,“ brachte Herr Deseniß, mit seiner Hand nach Rudolfs tastend, nur hervor.

„Ich wünsche mit Ihnen zu sprechen,“ sagte Rudolf freundlich. Dann verschwanden beide Herren in dem hinteren Zimmer. Erst nach einer ganzen Stunde rollte Rudolf auf seinem Rade aus dem Hofe seiner Fabrik wieder heraus.

Die Straße, durch die er zurückfuhr, sah ihn, obwohl es kein Vergnügen war, auf dem durch die Lastfuhrwerke ruinierten Pflaster zu fahren, vertraulicher an als vorhin. Es war Zeit, daß er sich mit ihr befreundete. Es stand nämlich ziemlich fest, daß er von heute ab täglich diese Strecke fahren würde. Von heute ab sollte die alte Moellendorfsche Fabrik wieder unter den Augen ihres Herrn und Eigentümers arbeiten.

Rudolf lenkte sein Rad jetzt nach den inneren Straßen der Stadt. Schon auf der Einfahrt hatte er sie passiert, aber mit der nahenden Mittagsstunde war auch der Verkehr gewachsen und zum ersten Male sah sich Rudolf auf seinem Rade von den Wogen der Berliner City umbraut. Lastwagen, Omnibusse, Pferdebahnen, Handkarren, Droschken, Kollfuhrwerke und der Schwarm der den Fahrdamm kreuzenden Fußgänger umgaben ihn. Mehr als einmal meinte er, einen Zusammenstoß nicht mehr verhindern zu können, mit seinem Rade unter die Fuhrwerke zu kommen oder ohne Rettung einen Passanten über den Haufen fahren zu müssen, aber immer gab es im letzten Augenblick noch ein glückliches Entrinnen und nur deshalb, weil er seine ganze Geistesgegenwart und Energie zusammennahm. Zum ersten Male spürte er die gefährliche Seite seines Sports, die für einen geübten Fahrer freilich außer Acht kommen mochte. Sie machte ihm ein gewisses Vergnügen und es tat ihm ordentlich leid, als ihm vor dem Dönhofsplatz ein Schuttmann zurief, er solle heruntersteigen, es dürfe hier auf dem Zweirad nicht gefahren werden. So führte er es durch das Gewühl wieder an der Hand. Er wollte zunächst zu seinem Schneider, der in der Nähe einen offenen Laden hatte, um sich dort, wie Lena es von ihm gewünscht hatte, einen Anzug anzuschaffen. Der Geschäftsinhaber trat ihm in gewohnter Höflichkeit entgegen. Es waren Anzüge in jeder Größe und in jeder Auswahl vorhanden. Rudolf hatte bald einen passenden gefunden, von einem dunklen, unauffälligen Braun, und auch eine hübsche, fleidjame Mütze von demselben Stoff war zufällig da. Dazugehörige Strümpfe, Schuhe und Sweater — alles war auf Lager. „Vielleicht wünschen Sie den Anzug gleich anzubehalten,“ sagte der Geschäftsinhaber, „ich lasse Ihnen dann den alten nach Hause schaffen.“ In der leichten Mütze, den kurzen Hosen, die das Knie frei ließen, dem sich anschmiegenden Sweater fühlte sich Rudolf sehr behaglich; dann warf er noch einen Blick in den Spiegel. Er kam sich in dem Spiegel jünger vor, als es eigentlich für ihn erlaubt war, aber das schadete ihm bei Lena wohl nichts. „Gut,“ erwiderte er, verließ das Lokal, von dem Geschäftsinhaber bis an die Tür begleitet, und schwang sich wieder aufs Rad. Das körperliche Wohlgefühl, das er in seinem neuen Anzuge empfand, kam ihm jetzt erst völlig zum Bewußtsein. — Er lenkte sein Rad dem Tiergarten zu.

Lena stand ungeduldig, noch im Morgenkleide, am Fenster und sah auf die Straße.

Ein kleines Geräusch entstand hinter ihr. Meta trat ein.

„Er kommt nicht,“ sagte Lena.

„Wer denn?“

„Herr Moellendorf.“

Meta, die schon völlig in Toilette war — sie wollte in die Sechstunde — hielt einen Brief in der Hand. „Les mal,“ sagte sie. Der Brief war an Meta adressiert. Lena las:

„Liebe Freundin!

Möchten Sie mit Ihrem Manne und Ihrer lieben Schwester morgen Donnerstag nachmittags um sechs bei uns speisen? Wie sind ganz en petit comité — nur mein Mann und mein Bruder. Sie würden uns eine große Freude machen. Absage wird nicht angenommen. Gruß von Haus zu Haus. Ihre Trude G.“

„Nun, hast Du Lust?“ fragte Meta.

„Wie Du willst,“ erwiderte Lena unbefangen.

„Herr Thilenius ist auch dabei. Wie hat er Dir denn gefallen?“

„Doch ganz gut!“

Thilenius hieß der Herr, der Lena gestern von Frau Gertrud, Metas Freundin, als deren Bruder vorgestellt worden war. Es war der reine Zufall gewesen, daß, als die Neubrinkschen Damen gerade ihren Besuch abstatteten, die Absicht, mit seinem Schwager über etwas zu sprechen, Herr Thilenius gleichfalls zu seiner Schwester führte.

Meta verriet der Brief genug.

Lena hatte dem Herrn Thilenius sehr gut gefallen und dieses vertrauliche Diner wurde auf seine Veranlassung arrangiert. Die Eile, mit der es geschah, ließ sogar darauf schließen, daß Lena Herrn Thilenius nicht nur sehr gut, sondern sogar ganz außerordentlich gefallen hatte.

Auch Lena hatte, wie sie nun gestand, an Herrn Thilenius kein Mißfallen gefunden. Wäre Meta bei der eigenen Gemütsverfassung, in der sie sich seit einigen Tagen befand, in diesem Augenblicke aufrichtig gegen sich selbst gewesen, so hätte sie sich daran erinnert, daß Lena eigentlich niemals an einem Menschen, mochte er sein, wer er wolle, ein Mißfallen verspürte. Es war nur ganz natürlich, daß die Leute dem lebenswürdigen Mädchen freundlich entgegenkamen und daß ihr niemand einen Grund bot, sich über sie zu beklagen. Auch war Lena nicht wie andere junge Mädchen in einer gesellschaftlichen Umgebung aufgewachsen, die an den Mitmenschen nur immer die Schwächen und Fehler herausfand und hinter dem Rücken immer gleich ein schlimmes und abfälliges Wort über sie zur Hand hatte. Lena war nicht wie viele andere Mädchen ihres Standes und Alters zu einer gern interessant sich machen wollenden Stepsis erzogen worden und die affektierte Blasiertheit, die namentlich die Berliner jungen Damen für so fleidjam halten, war ihr etwas Unbekanntes. Davon ganz abgesehen, war Herr Thilenius übrigens wirklich eine nicht unebene Natur. Er war ein guter Kavaliere, von einnehmendem Neußeren und verbindlichen Formen, er verstand sehr wohl mit Damen über Konzerte und Theater zu sprechen und galt schon aus diesem Grunde bei vielen von ihnen, besonders aber bei seiner Schwester, als ein geistreicher Mann, der ein Mädchen glücklich machen konnte. Ohne Zweifel besaß er auch die Fähigkeit dazu. Meta fehlte nicht im mindesten in ihren schwesterlichen Pflichten, wenn sie eine Bewerbung von Herr Thilenius um Lena nach ihren Kräften unterstützte. Im Gegenteil, es waren beinahe alle Garantien da, daß Lena in dieser Ehe alles finden würde, was eine gute Schwester der anderen wünschen kann.

„Dann sag' ich also zu!“ verjeste Meta.

„Herr Moellendorf!“ rief in diesem Augenblicke Lena, deren Aufmerksamkeit sich schon wieder der Straße zugewendet hatte, freudig aus.

Auch Meta trat an die Scheibe.

Rudolf grüßte von unten, sein Rad durch den Garten schiebend, zu den Damen herauf.

„Hübsch sieht er aus,“ sagte Lena strahlend.

Dann setzte sie eilig hinzu: „Ich zieh' mich gleich an. Sonst verplaudern wir uns erst.“

Mit einem Huch war sie fort.

Als Rudolf eintrat, sagte er nach der Begrüßung zu Meta: „Wo ist denn Ihre Schwester hin?“

„Sie scheinen es mit mir allein gar nicht mehr aushalten zu können,“ erwiderte Meta.

„Warum sagen Sie das?“

„Ich hab' doch recht.“

„Ich soll Ihnen eben eingestehen, daß ich ein Interesse für Ihre Schwester habe?“

„Das haben Sie also?“

„Ja. Ich hab' mir sogar eben etwas ausgedacht. Die Tage sind jetzt so schön. Wie wär's, wenn wir heute oder morgen nachmittags alle zusammen, Ihr Mann natürlich mit, einen Ausflug machen würden? Ich schlage Tegel vor. Ich bin gestern dort gewesen. Es wird auch Ihnen sicher gefallen.“

„Morgen? Lena ist morgen eingeladen.“

„Wohin?“

„Zu einer Freundin von mir, die Sie übrigens kennen.“

„Zu welchem Zweck?“

„Zu welchem Zweck! Uebrigens, Sie haben recht. Ich vermute sogar ganz bestimmt, daß meine Freundin einen Zweck dabei hat. Sie hat einen Bruder und Sie möchte ihn wohl mit Lena gern heiraten.“

Rudolf sah sie sprachlos an. „Das ist nicht wahr,“ sagte er dann.

„Es ist wahr.“

„Und Sie geben Ihre Einwilligung dazu?“

„Wenn Lena will — ich habe von keinem Standpunkte aus irgend einen Grund, sie davon zurückzuhalten.“

„Sie wird nicht wollen.“

„Glauben Sie? Sie hat mir eben eingestanden, daß ihr dieser Herr ganz gut gefällt.“

„Deshalb braucht sie ihn doch nicht gleich heiraten zu wollen.“

„Es sieht wirklich aus, als machten Sie sich um Lena deshalb Sorge.“

„Lena ist Ihre Schwester. Sie kann mit ihren Jahren doch noch kein Urteil haben. Sie hat mir doch auch selbst gesagt, daß sie ans Heiraten noch gar nicht denkt.“

Meta sah ihn ironisch an. „Sie sind doch wirklich komisch. Warum sagen Sie mir nun nicht, daß Sie verliebt in sie sind und

daß Sie sie einem anderen nicht gönnen wollen?" Triumph und noch etwas anderes, das beinahe wie Grausamkeit aussah, malte sich auf ihrem Gesicht.

Rudolf blickte ihr fest in die Augen. „Sie haben recht," erwiderte er, „ich liebe Lena."

Metas Gesichtsausdruck blieb derselbe.

„Und Sie beabsichtigen nun, sie zu heiraten?"

„Ja."

„Und Ihre Bedenken gegen das Heiraten im allgemeinen?"

„Sie mögen ganz in Ordnung sein, aber ich befürmhere mich nicht mehr darum." —

„Dann werden Sie ihr also eine Erklärung machen müssen?" —

„Selbstverständlich." —

„Wann?" —

„Sobald ich allein mit ihr sein werde." —

„Dann werden Sie sich also gedulden müssen. Lena soll mich jetzt zu einem Radinstitut begleiten. Ich will gleich anfangen zu lernen, sofort." —

„Das muß in diesem Augenblicke geschehen?" —

„Ich habe schon gestern mit meinem Manne darüber gesprochen." —

„Darf ich Sie nach dem Institut begleiten?" —

„Damit Sie die Gesellschaft meiner Schwester genießen?" —

„Auch das!" —

„Ich kann es Ihnen nicht verbieten." —

„Das heißt also, es ist Ihnen unangenehm! Unangenehm ist Ihnen meine Absicht, mich gegen Lena zu erklären!" —

Erst jetzt sammelte sie wieder ihre Bestimmung. Wie nach dem physikalischen Gesetz vom beschleunigten Fall waren ihr die Worte entstürzt. Alle Gedanken, deren sie sich in diesem Augenblicke wieder klärt, sammelten sich in dem einen konzentrischen Punkt des Schamgefühls, das sie nun brennend empfand. Ihre Seele lag jetzt vor ihm entblößt. Sie war auf ihre Schwester eifersüchtig. Hätte ihr in einer ruhigen Stunde jemand gesagt, daß solches möglich wäre — sie hätte es nicht geglaubt, weil sie gemeint hatte, ihrer nun völlig sicher zu sein. Jetzt erschrak sie über sich selbst, als sähe sie sich in einem Spiegel mit einem anderen, ihr fremden Gesicht. Und in dem allen fühlte sie sicher, daß sie Rudolf nicht etwa liebte, ja, daß nicht ein Atom in ihrem Herzen war, das ihm entgegenschlug. Weit eher empfand sie gegen ihn jetzt Abneigung.

Sie standen sich noch immer gegenüber. Rudolfs Augen waren nach wie vor auf sie gerichtet, fest, unbeweglich, ohne irgend einen Ausdruck, als wüßte er nun, was in ihr vorging.

„Bitte also, begleiten Sie uns!" sagte sie.

„Nein," erwiderte er, „das werde ich nicht tun. Ich werde mich entfernen und Lena Ihnen vorläufig allein überlassen. Ich mag in Ihrem Hause kein Friedensstörer sein. Aber hören Sie

mich an." Er machte eine Pause, als holte er zu einem Schlage aus. Meta spielte mit den bunten Fransen der Tischdecke. „Ich liebe Lena und deshalb werde ich außerhalb Ihres Hauses jede Gelegenheit zu benutzen versuchen, mich ihr zu nähern. Sie stehen meiner Absicht entgegen. So viel weiß ich nun aber, daß das Glück meines Lebens auf dem Spiele steht und ich werde deshalb alle Kräfte daran setzen, dieses Glück mir zu erobern. Jeder verfolgt auf der Welt nur seine eigenen Interessen. Ich werde also die meinen mit allem Nachdruck, der mir zu Gebote steht, vertreten. Unter den vorhandenen Umständen habe ich natürlich keine Lust, als Gast noch in Ihr Haus zu kommen. Leben Sie wohl!" Rudolf war sonst kein großer Sprecher. In diesen Augenblicken flossen die Worte über seine Lippen wie ein Strom. Er ging. Meta richtete sich auf. „Bleiben Sie," rief sie ihm nach. Er blieb stehen. „Wünschen Sie noch etwas?" fragte er. — „Sie können jetzt nicht gehen," sagte sie, „sobald wird Lena kommen. Was soll ich ihr, wenn Sie fort sind, von Ihnen sagen?" — „Sie verlassen mich," antwortete er, ohne einen ironischen Ton gänzlich zu unterdrücken, „in eine schlimme Wahl." — Die gegenüberliegende Tür tat sich auf. Lena trat ein. — „Nun bin ich fertig," sagte sie froh, sich zu Rudolf wendend. — „Ich habe eben mit Herrn Moellendorf gesprochen," fiel Meta rasch ein, „er hat mich auf den Gedanken gebracht, das schöne Wetter wahrzunehmen und mit dem Lernen gleich heute morgen zu beginnen. Du wirst also die Freundlichkeit haben, mich nach der Bahn zu begleiten; ich finde mich allein nicht zu recht. Herr Moellendorf macht uns vielleicht noch das Vergnügen, nachher in der Bahn uns aufzusuchen." — Die Enttäuschung, auf die erwartete Freude verzichten zu müssen und andererseits das Vergnügen über Metas schnellen Entschluß kämpften auf Lenas Gesicht gleichzeitig miteinander. „Dann muß ich mich wieder umziehen," sagte sie endlich etwas verdrießlich, „wir fahren doch mit dem Wagen hinaus?" — „Natürlich!" —

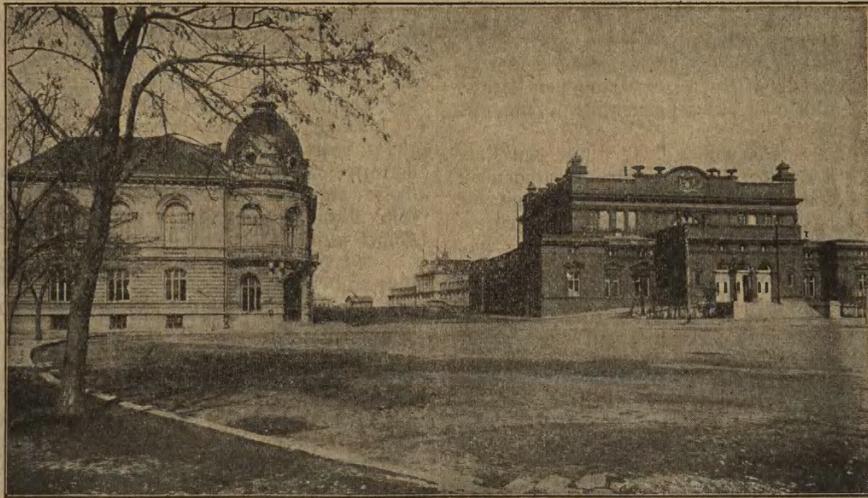
Lena wandte sich zu Rudolf.

„Sie kommen aber auch ganz bestimmt, Herr Moellendorf?" fragte sie.

„Wenn es Ihnen angenehm ist." Er sprach es, ohne dabei gegen Meta eine Spitze zu beabsichtigen. Dann verabschiedete er sich vorläufig.

„Schade," sagte Lena, als er gegangen war, „ich hatte mich schon so gefreut."

(Fortsetzung folgt.)



Das Ministerium des Aeußeren und das Parlamentsgebäude in Sofia.

Bei den jetzigen Balkanwirren interessiert uns besonders Bulgarien als Herd des macedonischen Aufstandes. Die Hauptstadt Sofia besitzt jetzt über 50 000 Einwohner und hat eine modern gebaute Neustadt, welche sich von den neueren Stadtteilen unserer Großstädte wenig unterscheidet. Die Altstadt ist dagegen ein winkliges, schmutziges, echt orientalisches Häusergewirr und zählt heute noch mehrere Tausende Türken und Pigeuner als Einwohner, die der Altstadt ihr Gepräge geben. Unsere Bilder zeigen die modern gebauten Regierungsgebäude, sowie das schöne Monument des tapferen Alexander von Battenberg, des ersten bulgarischen Fürsten, welchen der Undank der Bulgaren f. Bt. aus dem Lande vertrieben hat. In unserer nächsten Nummer werden wir den Lesern einige Bilder aus Konstantinopel vorführen.



Das Monument für den Fürsten Alexander von Bulgarien in Sofia.

„Wir fahren doch mit dem Wagen hinaus?" — „Natürlich!" —

Lena wandte sich zu Rudolf.

„Sie kommen aber auch ganz bestimmt, Herr Moellendorf?" fragte sie.

„Wenn es Ihnen angenehm ist." Er sprach es, ohne dabei gegen Meta eine Spitze zu beabsichtigen. Dann verabschiedete er sich vorläufig.

„Schade," sagte Lena, als er gegangen war, „ich hatte mich schon so gefreut."

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Friedhof.

Skizze zum Totensonntag von Max Wundtke.

(Nachdruck verboten.)

Verdrossen schob er das Zeitungsblatt zurück und erhob sich von dem gedeckten Frühstückstisch, an dem er soeben seinen Kaffee genossen hatte. Er sah nach der Uhr und trat dann an das Fenster. Schon gegen Mittag! Sollte es denn heute gar nicht Tag werden? So weit er blicken konnte . . . ein dicker, grauer Wolkenschleier über den ganzen Himmel hinweg. In den tieferen Regionen flogen einige dunkle Wolkenseken, vom Sturme gejagt, vorüber. Die Menschen auf der Straße drunten eilten fröstelnd dahin. Man konnte nicht recht erfahren: regnete es oder nicht?

Er trat von dem Fenster zurück und ließ das Auge wie hilflos durch das Zimmer schweifen. Da blieb es auf dem Abreißkalender neben seinem Schreibtisch haften. In dicker, roter Schrift leuchtete es ihm entgegen: Totensonntag!

Mühsam griff er wieder nach der Zeitung.

„Auch das noch!“ murmelte er halb laut vor sich hin. „Nicht genug an diesem jämmerlichen Wetter, daß man sich in einen gottverlassenen Winkel setzen möchte und heulen . . . nun auch noch das sentimentale Drum und Dran dieses Tages! Das ist ja, um . . .“

Die Zeitung flog von neuem auf das Kanapee. Er stützte den Kopf in die Hand und — sauu. Aus den tiefsten Gründen der Vergangenheit tauchten die Gedanken empor; sie bekamen Blut und Leben und schwirrten nun um ihn her . . . der Zauber des Totensonntags hatte ihn ergriffen.

Emil Osten war von den Fünfzigern nicht mehr weit entfernt. Ein scharf geschnittenes Gesicht, dem man es ansah, daß es viel erlebt hatte, mit stark ergrautem Schnurrbart und verwitterten, zerknitterten Zügen, die ewig unzufrieden und verdrossen erschienen. Das war nicht immer so gewesen! Der Leichtsinn war früher nicht zum geringsten sein Teil. Hatte ihm doch das Schicksal alles geboten, um das Leben angenehmer zu finden. Und ganz zuletzt, vor etwa sechs Jahren, da hatte es ihm zum Ueberflus noch eine Erbschaft in den Schoß geworfen, die es ihm gestattet, absolut unabhängig zu leben und auf jeglichen Erwerb verzichten zu können. Da war er hinausgezogen in die weite Welt, hatte bald hier, bald dort gelebt, immer mehr Geld und immer mehr Mädchen gebraucht, um dem Leben einen neuen Geschmack abzugewinnen, bis ihn endlich der Ekel vor sich und seinem schalen Treiben bewog, die Jagd nach Genuß völlig einzustellen. Als er draußen nichts mehr fand, das ihn reizen konnte, begann er nach innen zu schauen und fand wenig Erfreuliches. Stimmen schrien da auf, die er bislang in Vergnügungen überhäutet hatte; sonst war eine gähnende Leere in seinem Innern. Er fing an zu frösteln und sich einsam zu fühlen, und dieses Gefühl war um so schwerer, da er in die Jahre gekommen war, wo die Wangigkeit der Einsamkeit und eines öden, freudlosen Winters sich über die Seele legt, wo das Herz schreit nach Wärme und nach dem Sonnenschein sorgender Liebe. Was hatte er früher danach gefragt? Jetzt, da er sich danach sehnte, war es einsam um ihn geworden. Hatte er nicht alle die guten, treuen Herzen mit seiner Selbstsucht von sich gestoßen? Nun war er ein einsamer, kränklicher, verbitterter Mann, der keine Freude haben konnte an seinem Reichtum.

Müde und trübe flog ein Lächeln um seinen Mund. Eine süße, eine köstliche Zeit stieg in ihm empor. Vor 16, 17 Jahren vielleicht . . . das stille Liebesglück mit seiner „kleinen Maus“! Klara hieß sie; aber ihren Namen hatte er kaum einmal gebraucht. Dort, drüben im Park . . . wie oft sind sie nicht dort gewandelt an lauen Sommerabenden, in leuchtlichen Vollmondnächten, hatten einander ewige Treue geschworen und herzinnige Liebe, und einander in die verklärten Augen geschaut und Lippe auf Lippe gedrückt in begeistertem Welt- und Sich-selber-Vergessen. Die Günst des anderen Geschlechts hatte er überreichlich erfahren, vorher und nachher; aber noch aus keiner Liebe, weder früher noch später, war ihm ein so reines, köstliches Glück geflossen. Warum hatte er auch sie verraten, seine kleine Maus, die ihn bis zur Abgötterei geliebt hatte, verraten wie alle anderen? Ja, warum? Er sann darüber nach. Jrgend ein großes Lebensziel, ein Prinzip, eine höhere Idee hatte er nicht besessen, daß er sie vielleicht deshalb aus innerer Notwendigkeit hätte opfern müssen. Also aus reiner Laune? Weil ihm zu wohl war? Warum hatte er sie geopfert? Diese Frage pflanzte sich drohend und quälend mitten in die Sturmslut seiner Gedanken, und diese Gedanken stauten sich an diesem flammenden Fragezeichen, krochen an ihm empor und treiften herum und fanden doch keine Antwort darauf.

Nun war sie tot, und das Glück, nach dem er sich jetzt so sehr sehnte, unwiederbringlich dahin. Sie hatte die Trennung von ihm nicht viel länger als ein Jahr überlebt. Aber die Nachricht von ihrem Tode hatte ihn damals kaum mit einem flüchtigen Bedauern erfüllt . . . weiß der Himmel, wie es kam . . . vielleicht war das miserable, melancholische Totenfestwetter daran schuld . . . heute drückte ihn der Gedanke an den frühen Tod seiner kleinen Maus fast zu Boden. Aber ihn fröstelte, der Herbst war da, und er sehnte sich nach einem traulichen Feuer; ihm ward einsam, dem Altern den öffneten sich die Türen nicht mehr so bereitwillig wie dem merkwendigen Jüngling und er sehnte sich nach Liebe und zärtlicher Fürsorge. Alles das hätte er haben können und er hätte so glücklich sein können, wie nur irgend einer; aber da trat er das Glück zu Boden, stürzte darüber hin und glaubte, daß es immer so bleiben, daß es immer blühen würde für ihn. Er kannte doch die Weiber und hätte auch das Weib „Glück“ kennen müssen. Er hatte es verschmäht und hätte seine Rache fürchten sollen. Nun war die Rache da! Aufgestanden war er von reich besetzter Tafel; nun er hungrig geworden war vom ziellosen Jagen — ach, wenn es doch von einer Lebensarbeit gewesen wäre! — und er sich niedersetzen wollte, hatte der Tod reinen Tisch gemacht.

Die trüblichen grauen Schatten reckten sich immer höher um ihn her. Ihm war's, als müsse er erstickten. Er mußte Luft haben, andere Eindricke, Zerstreuung. Da hinten im Osten wurde das Gewölk ein wenig lichter, blaßgelbe Streifen kamen zum Vorschein. Geh' ein wenig spazie-

ren, sagte er sich, das bringt das Blut in Bewegung, gibt andere Gedanken und macht Appetit für das Mittagessen. — — —

Draußen umbrante ihn ein gewaltiger Strom von Menschen. Fast alles strebte der einen Richtung zu. Willenlos ließ er sich führen. Hierher und dahin ließ er seine Blicke beim Gehen schweifen, hoffend, die quälenden Gedanken werden ihn verlassen; aber sie gingen nicht, sie waren treuer als er. — — —

Verkaufsstellen und fliegende Händler mit Blumen erinnerten ihn daran, daß er in der Nähe des Friedhofes war. Unbewußt und fast gegen seine Absicht ging er weiter.

Da stand er auf dem Ruheplatz der Toten! Ein Meer von Gräbern vor ihm! Aber nichts von jenem düsteren, verzweifeltem Eindruck, den er so sehr fürchtete! Festlich gepuderte Menschen, Stimmengewirr, prangende Blumen auf und zwischen den Hügel . . . Osten atmete ordentlich auf. Es lag eine gewisse Fröhlichkeit über dem Bilde, wenn auch das Schwarz der Trauergewänder ihm seinen Ernst wahrte.

Lange stand er und sann. Eine ganz eigene Stimmung überkam ihn. Zwar waren es noch dieselben Gedanken, die ihn beschäftigten, aber die verbitterte, anklägerische Stimmung von vorhin war einer weichen Melancholie gewichen. Hier auf diesem Kirchhof mußte sie ja liegen, seine kleine, süße Maus von damals! Und der Wunsch stieg in ihm auf, einmal den Hügel zu sehen, der eine kurze Spanne Glück umschloß.

Er trat bei dem Friedhofswärter ein; ein kleines Trinkgeld verschaffte ihm bald Auskunft . . .

. . . Das also war ihr Grab; halb eingesunken, von alterstahlem Eisen überwuchert!

Er trat ein wenig zurück und setzte sich auf eine Bank, die bei einem entfernteren Grabe stand. So saß er und sann und vergaß die Gegenwart über der Vergangenheit.

Ein ärmlich aber sehr sauber gekleidetes Mädchen von etwa fünfzehn Jahren trat an das Grab und da der Mann da drüben auf der Bank scheinbar nicht die geringste Notiz von ihr nahm, legte sie ihre Gaben, ein Blumensträußchen und einen Immortellenkranz, auf das Grab und saß daneben in ihre Anie.

Des Mannes Augen waren starr und weit geworden, als sähen sie mehr an dem Mädchen, als andere Augen gesehen haben würden. Wie ward ihm denn? Dieses weiche, brennende Braun des widerspätigen Lockenhaare, dieses große, feingeschnittene Auge . . . war das nicht alles . . . Emil Osten fuhr zusammen. Ein herzbrechendes Schluchzen klang von dem Mädchen herüber.

Ohne zu wissen, wie es kam, stand der Einsame plötzlich bei dem Mädchen. Erschrocken schaute sie zu ihm empor.

„Diese Tote . . .“ begann er mit stockender Stimme, „die dort unten schläft . . . sie war . . . Deine Mutter?“

Sie nickte stumm und bestätigte damit nur, was ihm längst schon zur vollen Gewißheit geworden war. Die Nehrlichkeit mit ihr und mit ihm war unverkennbar. Das innere Auge war scharf . . . dieses weinende, taumelnde Kinderschuh entwachene Mädchen war sein Kind.

„Du hast sie doch kaum gekannt, und warst gewiß sehr oft hier . . . warum dieses heftige Weinen?“

„Ich muß morgen fort und nehme Abschied vom Muttehen. Ich — werde — wohl — nicht — mehr — hierher — zurückkommen!“ gab sie schluchzend zur Antwort.

„Du hast sie sehr geliebt, mein Kind,“ sagte er mit bewegter Stimme; „nicht wahr? Und ich habe sie auch . . . sehr gut gekannt, und sie war meinem Herzen teurer wie kein zweiter Mensch — glaubst Du mir das?“

„Ja; mein Muttehen hat jeder gern gehabt.“

„Erzähle mir . . . warum mußt Du fort von hier, für immer?“

„Die guten Leute, die mich nach Muttehen's Tode zu sich genommen haben, sind arme Leute. Sie haben alles an mir getan, was sie konnten. Nun bin ich eingesehnet und muß fort, in Dienst, zu fremden Leuten, die mich nicht kennen und mich nicht lieb haben, und muß nun mein totes Muttehen zurücklassen . . .“ sie warf aufschluchzend den Kopf auf das Grab und ließ den ungestüm empordrängenden Tränen freien Lauf.

Der Mann stand da und kämpfte einen schweren Kampf. Ein Gedanke war in ihm emporgestiegen, den er fürs erste noch gar nicht recht zu fassen vermochte. Dort wurde das Mädchen — sein Kind — in die rauhe Welt hinausgestoßen, hier sehnte er sich nach Leben, Sorgfalt, Liebe. Damals hatte er schweres Anglück über das Weib gebracht, das ihn liebte — konnte er heute nicht an ihrem Kinde etwas davon wieder gut machen, indem er ihm eine Heimat gab?

„Wie heißt Du, Kleine?“

„Emilie Grote.“

„Hat Deine Mutter niemals zu Dir von Deinem Vater gesprochen?“

„O ja, sehr oft!“ Nein und frei waren des Mädchens Augen auf ihn gerichtet.

„Und wo war er denn?“

„In die weite Welt mußte er gehen, sagte Muttehen immer! Ich sollte ihn nur recht lieb haben; er wird gewiß einmal wieder kommen.“

Eine Zentnerlast fiel von seiner Brust. „Das sagte sie?“ Und darauf: „Und siehst Du, Emilie, er ist wiedergekommen . . .“

Das Mädchen war aufgesprungen. „Sie . . . Du . . .? Mein Vater . . .?“

„Ja, Emilie! Du sollst nicht in die Welt hinaus zu den fremden Leuten. Bei mir sollst Du bleiben und — mich lieb haben. Willst Du das tun, Emilie, meine Tochter?“

Und sie ergriff stürmisch die Rechte, die er ihr entgegenhielt, mit beiden Händen, drückte sie, neigte ihr Antlitz darüber und weinte still vor sich hin. Sie wußte doch nun, wo sie hingehörte, und auch ihm war zu Mute, als hätte er jetzt, mit einem Mal, eine Heimat gefunden.



Im Trauerhause. Nach dem Gemälde von Walter Firlie

(Fortsetzung.)

„Auf rund 100 Pfrl., Herr Norton.“ sagte Susanne häftig; sie mußte, wie peinlich es dem Bruder war, solche Fragen zu beantworten und doch mußte es sein; „vielleicht würde ja auch die Expedition des Sonnagsblattes seinen Gehalt etwas erhöhen, wenn irgend eine Persönlichkeit es den Herren vorstellte, aber einstweilen sind die 50 Pfrl. von der Redaktion und ebensoviele die Pension, welche die Gemeinde zahlt, das Einzige, worauf Hubert rechnen kann. Wenn wir einen Mieter oder Käufer für unser Häuschen hier fänden, könnten wir vielleicht eine billige Mietwohnung beziehen und —“

„Gut — bleiben wir einmal bei diesem Punkt stehen, Fräulein Haller,“ unterbrach der Bankier lebhaft die Redende, „was würden Sie dazu sagen, wenn ich Ihnen eine Landwohnung vorzuschlagen hätte? Ich kam hierher in der Absicht, Ihnen eine solche Wohnung anzubieten — ich besitze in Dura ein nettes Haus mit hübschem daranstoßenden Garten und würde mich freuen, Ihnen eine Sorge abnehmen zu können, indem ich Sie dort alle installiere!“

„In Dura? Auf dem Lande? O Herr Norton, das übersteigt meine kühnsten Träume,“ rief die alte Frau Haller, sich die Augen wischend, „ich habe schon immer zu Hart gesagt, auf dem Lande würde er sich sicher wieder erholen.“

Hubert schüttelte traurig den Kopf, als die Mutter von seiner Wiederherstellung sprach, aber er konnte doch nicht verhindern, daß es freudig in seinen Augen aufloderte, als Herr Norton sich jetzt des weiteren über das Landhäuschen in Dura verbreitete — für den in seine vier Pfähle Gebannten bot die Aussicht, auf dem Lande zu wohnen, doch eine beglückende Aenderung mit einem Beigeschmack von grünem Rasen, blühenden Wiesen und schattigen Bäumen.

Der Bankier sah, daß sein Vorschlag allgemeiner Befriedigung begegnete und er konnte sich in dem behaglichen Gefühl, der Gebende, Segenspendende zu sein. Sich bald darauf entfernend, begab er sich direkt in die Carltonsche Wohnung und ließ sich bei Nora melden, aber zu seiner unliebamen Ueberraschung ward sein Besuch nicht angenommen.

„Frau Carlton empfängt niemanden, Herr Norton,“ sagte March bekümmert, „sie ist fast gar nichts und sieht so weiß aus wie ein Tisch Tuch.“

„Um — kein Wunder,“ nickte der Bankier, „hoffentlich bekommt sie doch keine Zeitungen zu Gesicht, wie March?“

„Gott behüte, Herr Norton — Georg hat gleich die Zeitungen abbestellt — er sagt, es sollen schreckliche Dinge über unsern alten Herrn darin stehen; die gnädige Frau hat uns allen gekündigt,“ schloß March schluchzend.

Norton drückte dem Mädchen ein Geldstück in die Hand und versprach, sehr bald wiederzukommen, welches Versprechen er auch pünktlich einhielt, aber auch bei seinem nächsten Besuch sah er Nora noch nicht.

Als der Bankier an dem Tage, an welchem er seinen ersten Besuch bei Hallers gemacht hatte, mit dem Mittagszuge nach Dura zurückkehrte, und an der kleinen Station in seinen eleganten, mit zwei prächtigen Rappen bespannten Wagen stieg, fiel es ihm schwer aufs Herz, daß er den Hallers das Anerbieten gemacht hatte, ohne seine Gattin zuvor von seiner Absicht zu verständigen. Nicht, daß Frau Clara Norton die Gewohnheit hatte, etwaige Anordnungen des Gatten zu mißbilligen — sie besaß nur so unangenehm scharfe Augen und witterte hinter den einfachsten Maßnahmen besondere Beweggründe. Wie, wenn sie es sich nun einfallen ließ, aus der „rührenden“ Fürsorge des Bankiers, die Familien Haller und Carlton betreffend, fatale Schlussfolgerungen zu ziehen? Es ward Tom Norton schwül bei diesen Gedanken und er wünschte im stillen, er hätte die Eröffnungen schon hinter sich.

Dura, der schloßartige Landsitz der Nortons, war seiner Zeit von der alten Familie Harcourt erbaut worden und aus jener Zeit stammte auch das dem Pfarrhause von Dura gegenüberliegende sogenannte „Altstüberhaus“, in welchem während mehrerer Generationen stets die „enthronten“ Beherrscher des Schlosses oder richtiger die Beherrscherinnen gewohnt hatten — „Witwenhaus“ nannte es der Volksmund in zutreffender Weise.

Als die Harcourts ausgestorben waren, kaufte Herr Norton, der Onkel des jetzigen Besitzers sowohl wie Nora Carltons, das Schloß und alle dazu gehörigen Gebäude und Ländereien. Das „Altstüberhaus“ wurde von dem neuen Besitzer an zwei alte adlige Damen vermietet — seitdem diese gestorben waren, stand das Haus leer und als jetzt Tom Norton an demselben vorbeifuhr, dachte er bei sich, es sei noch nicht das schlimmste, eine solche Zuflucht zu finden. Die alte Brigitte, die früher im Schlosse Kinderfrau gewesen war, und jetzt im Altstüberhaus installiert war, stand am Fenster ihres Giebelstübchens, als Herr Norton vorbeifuhr — sie knigte untertänigst und blickte dem Wagen nach, der jetzt die

Lindenallee, die das Schloß von der Landstraße trennt, hinaufrollte.

Frau Clara Norton stand bereits in voller Toilette am Fenster des Speisesaales, als der Wagen hielt; Tom Norton liebte es, seine Frau stets elegant zu sehen, und das ausgeschnittene helle Seidenkleid mit den kurzen Spitzenärmeln sowohl wie die kostbaren Brillanten, die Nacken und Arme der Dame schmückten, hätte ebenso gut in einen Ballsaal gepaßt. Frau Clara selbst hatte auch Freude an ihrer eleganten Erscheinung — sie war, wie ihre Tanten, die alten Fräulein Wolds feufzend bemerkten, „sehr weltlich gefinnt“, und wenn sie wußte, daß die alten Damen zu Tisch nach Dura kamen, erschien sie mit Vorliebe in den auffallendsten Toiletten, die sie besaß. Hellblond, klein, zierlich, mit frischem, rosigen Teint und hellblauen, kaltblickenden Augen galt Frau Clara für eine sehr hübsche Frau, und daß sie außerordentlich klug war, mußten selbst ihre Feinde — und deren hatte sie auch — zugeben.

Nachdem Herr Norton häftig Toilette gemacht, begab er sich in den Speisesaal, denn die Tischglocke hatte bereits geläutet. Während der Mahlzeit, welche das Ehepaar allein einnahm — Frau Clara war der Ansicht, Kinder gehörten nicht an den Tisch, und so speisten Fred und Clärchen, vierzehn und zwölf Jahre alt, stets mit ihrer Erzieherin — servierten zwei Diener, und so beschränkte sich die Unterhaltung auf Bemerkungen über das Wetter und so weiter, bis das Dessert aufgesetzt war und die Diener sich entfernt hatten.

Auch heute wurde es so gehalten; sobald sich indessen die Türen hinter den Dienern geschlossen hatten, fragte Frau Clara lebhaft: „Hast Du Unannehmlichkeiten gehabt, Tom — Du siehst so verstimmt aus.“

„Nicht, daß ich wüßte,“ entgegnete der Bankier unsicher, „dagegen habe ich mich einer Uebereilung schuldig gemacht, Clara.“

„Wirklich? Inwiefern denn, Tom?“

„Um — ich war sowohl bei den Hallers wie bei der armen Nora — die Letztere empfing mich übrigens nicht — und als ich den armen Haller so hilflos und die Frauen so bekümmert sah, folgte ich meiner momentanen Eingebung und bot ihnen das „Altstüberhaus“ als Asyl an! Hallers sowohl wie Nora haben alles verloren und da dachte ich —“

„Sie sollten im Altstüberhäuschen wohnen —“

„Ganz recht, Clara; für die Hallers interessiert sich Dein Vater lebhaft und Nora ist meine Cousine — wenn Du Einwendungen zu machen hast, steht es Dir natürlich frei, aber —“

„Ich denke gar nicht daran, Einwendungen zu machen,“ sagte Frau Clara gelassen, „wenn es sich darum handelte, die beiden Familien hier ins Schloß zu nehmen, würde ich mich allerdings dagegen verwahren, aber so. — Wenn es den beiden Familien gefällt, habe ich nichts dagegen, — freilich müßten wir die Sicherheit haben, daß das Haus auch stets akkurat gehalten wird.“

„Da sich's in erster Linie um meine Cousine handelt, dürftest Du Deine Besorgnis wohl überflüssig sein,“ fiel Tom Norton seiner Gattin scharf ins Wort, „Du kennst sie und weißt, daß sie eine Dame ist, die sich stets in guter Gesellschaft bewegt hat.“

„Und da meinst Du, sie werde sich drüben im Altstüberhause wohl fühlen? Nun — das ist Deine Sache, aber für alle Fälle soll Brigitte dort wohnen bleiben und zum Rechten sehen, die Fenster putzen und Hof und Garten rein halten.“

„Gewiß, das denke ich auch,“ rief Norton lebhaft.

„Nun, so ist die Sache erledigt. Wird Deine Cousine willens sein, dies Anerbieten von Dir anzunehmen nach — jener Geschichte?“

„Wieso? Was meinst Du? Was habe ich mit der Geschichte von Noras elendem Gatten zu tun?“ rief der Bankier häftig; „übrigens weiß sie noch gar nichts weiter — sie liest keine Zeitungen, wie mir das Mädchen sagte,“ setzte Tom Norton, sich zur Ruhe zwingend, hinzu.

„Ach — um so besser für Dich — wenn ich offen sein soll, Tom, so halte ich die — Fabel für recht seltsam! Es kann ja sein, daß alles so zusammenhängt, aber sehr wahrscheinlich ist es nicht.“

„Ich kann Dir nur sagen, daß ich an der Sache unbeteiligt bin, Clara,“ erklärte der Bankier mit finsternem Blick, „und alles in allem war es ein Glück für Carlton, daß er den Tod suchte!“

„Um — vermutlich hat Harts Schutzengel Carlton das Boot zugeführt,“ sagte Frau Clara spottend.

Herr Norton hielt es für geboten, die Bemerkung ohne Erwiderung zu lassen und als Frau Clara sich jetzt erhob, geleitete er sie hinüber in den Salon und sagte verbindlich: „Herzlichsten Dank für Deine liebenswürdige Zustimmung, liebe Clara — wenn Du Deinem Vater schreibst, teilst Du ihm wohl mit, in welcher Weise ich für seinen Schützling zu sorgen gedenke.“

Clara Norton war seit fünfzehn Jahren mit ihrem Gatten verheiratet, sie hatte ihn aus Neigung erwählt und noch selten eine Differenz mit ihm gehabt, aber in dieser ganzen langen Zeit war sie dem Gatten innerlich nicht näher gekommen und was sie jetzt für ihn empfand, war keine Hochachtung — weit eher das Gegenteil! Sie mußte, daß er nach Bedarf log und betrog, sie war sich aber noch nicht klar darüber geworden, ob es ihm genügte, daß sie nur dazu schwieg. — Sie selbst war eine äußerst kühle, nüchterne Natur, mit einem Stich ins Chnische — sie nahm von vornherein bei allen Menschen schlechte Motive an und sah sich — leider — selten in dieser Annahme getäuscht.

Im Salon befanden sich die beiden Kinder des Ehepaars; Fred war groß und stark und äußerlich völlig das Abbild seines Vaters, während Clärchen der Mutter glich. Beide Kinder waren höchst elegant gekleidet; sie standen am offenen Fenster und warfen mit Steinchen nach einem Sperlingsnest.

Als die Mutter eintrat — Tom Norton war ins Speisezimmer zurückgekehrt, um noch ein Glas Wein zu trinken — ließen sie das Spiel sein und Fred rief beschämt: „Mama — sieh' nicht so streng aus — wir haben den Sperlingen nicht weh' getan — wir warfen nur zum Spaß.“

„Fred hat geworfen — ich sah nur zu,“ verteidigte sich Clärchen.

Frau Clara seufzte leise — äußerlich sah Fred dem Vater ähnlich, aber innerlich nicht — Clärchen dagegen hatte ganz das Naturell des Bankiers — sie mußte sich stets rein zu waschen. —

Am nächsten Morgen begleitete Frau Clara in Gesellschaft der Kinder den Gatten zur Bahn, wie sie öfter zu tun pflegte; zuvor aber inspizierte sie das Altküchenhaus. Daselbe war durchweg möbliert, und wenn das Mobilar auch alt und unelegant erschien, so war es doch solid und brauchbar. Die alte Brigitte war anfänglich erschrocken, als sie hörte, es würden Mieter einziehen — sobald ihr aber bedeutet wurde, daß sie ihr Stiebelstübchen nicht verlieren würde, fand sie die Aussicht, nicht mehr ganz allein zu sein, sogar angenehm.

Das Haus enthielt weit mehr Räume, als die neuen Bewohner brauchten, aber das war kein Fehler und völlig befriedigt von der Expedition schritt die Familie dem kleinen Bahnhof zu. Der Portier sowohl wie der Stationsvorsteher grüßten in unterwürfiger Weise — Herr Norton war der reiche Mann, der Nabob von Dura, dem jeder sich beugte. In bester Laune fuhr Tom Norton zur Stadt und nachdem er wieder bei Nora vorgeschrieben hatte und wiederum nicht empfangen worden war, ging er in sein Kontor.

Als der Bankier etwa vierzehn Tage später zum dritten Mal an dem hübschen Hause in der St. Marienstraße läutete, fand er Einlaß — wie Rebekka ihm mitteilte, war ein Taxator da, der das Inventar aufnahm, doch würde Frau Carlton sehr bald erscheinen. Am Salonfenster stehend, sah Norton bald darauf den Taxator mit seinem Gehilfen fortgehen und dann trat Nora ein und entschuldigte sich, daß sie ihn habe warten lassen müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Klima und Charakter.

Skizze von Rudolf Werner.

(Nachdruck verboten.)

In kaum einer anderen psychologischen Lehre hat die moderne Wissenschaft so nachdrücklich gerütert, als an der vom freien Willen des Menschen. Sie hat gefunden, daß die menschliche Entschlußfreiheit und in Verbindung damit auch die Verantwortlichkeit, die bis in die neuere Zeit als selbstverständlich galt und noch jetzt unserer Strafrechtspflege fast ungeschränkt zu Grunde liegt, eigentlich nur eine bedingte sein kann, daß Vererbung, Erziehung, soziale Verhältnisse, Rassen-eigentümlichkeiten, Klima, Bodengestaltung und noch andere Einflüsse eine nicht zu unterschätzende Rolle bei der Bildung des ethischen und moralischen Ichs ebenso spielen, wie bei der körperlichen und geistigen Entwicklung des Individuums. Rändlich, sittlich — sagt schon ein altes Sprichwort in ehrllicher Erkenntnis dieser Tatsache. Das Klima vor allem, so seltsam diese Behauptung auf den ersten Blick uns vorkommt, scheint nichtsdestoweniger auf den Körper wie den Geist und die Seele des Menschen eine geheimnisvoll-bedeutungsvolle Wirkung auszuüben, wiewohl wir nicht verkennen, daß noch andere Faktoren hierbei tätig sind. Es ist nicht unsere Absicht, hier in gelehrter Weise den Gegenstand zu behandeln, sondern nur eine Reihe von interessanten Beispielen vorzuführen, welche den Leser besser als abstrakte Behauptungen zu informieren geeignet sind.

Schon an sich selbst kann jeder die Beobachtung machen, daß bei Sonnenschein eine hoffnungsvollere, mutigere, freudigere Stimmung ihn überkommt, als bei trübem Wetter. Das Herz lebt auf, die Arbeitslust erwacht, die Begeisterung zieht ein in die Brust. Die starke Hitze und Kälte wieder üben eine lähmende Wirkung aus, und das erklärt uns den trüben Charakter der eigentlichen Tropenbewohner, und die Unfähigkeit des hohen Nordens zur Erzeugung einer höheren Kultur. Nur das gemäßigtere Klima hat den Befähigungsnachweis zur Hervorbringung dauernd hoher und sich immer reifer entwickelnder Kulturzustände erbracht, weil sie den Menschen zur unermüdbaren Tätigkeit zwingt, während die heiße Zone einerseits erschläft, andererseits alles mühselos gewährt, und die kalte wieder jede Tätigkeit auf die primitivsten Formen herabdrückt. Und nicht allein das: beide, große Hitze und große Kälte, verbannen auch die Geselligkeit, welche einer der Hauptfaktoren der Kulturverbreitung genannt werden muß. „Zweifellos,“ äußert sich Dr. Heinrich Schurz in seiner „Urgeschichte der Kultur“, „trägt die erschöpfende Wirkung des feucht-heißen Tropenklimas im Verein mit der allzu reichen Fülle der Naturgaben die Schuld, daß aus den Tiefen der Tropen niemals ein Anstoß zu höherer Kulturentwicklung gekommen ist, während doch auf den Hochländern Mexikos und Perus sich zivilisierte Staaten entwickelten. Im Gegenteil stählt die gemäßigtere Zone durch den beständigen Wechsel zwischen Sommer und Winter, Ueberfluß und Mangel den Charakter ihrer Bewohner; sie zwingt sie, längere Zeiträume im Voraus zu überblicken und allen Scharfsinn daran zu setzen, die fargen Gaben der Natur zu vermehren.“ Und noch eines: sie gestattet ihnen vor allem eine weitgehende Anstrengung des Geistes, während derselbe im heißen Klima ebenfalls seine Spannkraft mehr oder minder verliert. Das Denken aber ist die Voraussetzung der Erfindungen und aller wissenschaftlichen, literarischen und teilweise auch künstlerischen Tätigkeit. Schon im Sommer verliert unser Geist in der heißesten Periode diese seine Fähigkeit, weshalb vor allem unser Winter der eigentliche Vater unserer geistigen Entwicklung genannt werden muß.

Mancher von uns hat gewiß schon einen Menschen kennen gelernt, auf dessen Nerven der Ostwind eine stark stimulierende Wirkung ausübt. Der Betreffende war reizbar, grämlich, heftig, je nach den Umständen. Eine gleiche Wirkung schreibt man nun in den Pampas Südamerikas dem Nordwind zu, welcher in Südamerika das Nervensystem ganz besonders

aufregen soll. Ja, man behauptet sogar, daß unter seinem Einfluß in den Pampas die Vergehen und Verbrecher häufiger werden, wie dies auch in der italienischen Campagna der Fall sein soll, wo der Nordwind den Namen Tramontana führt. Einen gerade entgegengesetzten Einfluß soll das Klima Australiens besitzen, indem es auf die dorthin deportierten Verbrecher eine bessernde Wirkung ausübt.

Und dann begegnen wir einer interessanten Erscheinung auch in Nordamerika. Zweifellos infolge der Wirkung des Klimas nähert sich der Typus der weißen Einwohner immer mehr der hageren Schlankheit der indianischen Ureinwohner, und es ist vielleicht nicht mit Unrecht die Hypothese aufgestellt worden, daß die Nantees mit der Zeit wohl auch die braune Kupferfarbe wieder erhalten werden. Bisher ist hieran aber meines Wissens noch nicht die Bemerkung geknüpft worden, daß eine Umwandlung auch der geistigen und seelischen Eigenschaften in derselben Richtung offenbar nicht bloß stattfindet, sondern zum guten Teil schon stattgefunden hat. Der Stoizismus der Indianer, ihre Gleichgültigkeit gegen Tod und Martern, ihre Unerblichkeit und Entschlossenheit ist bekannt. Derselben Eigenschaften zeigen aber in seit hundert Jahren zunehmendem Maße die Nordamerikaner, natürlich ihrer höheren Kulturstufe entsprechend variiert, aber doch deutlich erkennbar, wie sich eklatant bei den rücksichtslosen Wettfahrten der Dampfer zeigt, bei welchen die Gleichgültigkeit der Passagiere gegen ein entsetzliches Schicksal gewiß schon oft unsere Verwunderung erregt hat.

Der heitere blaue Himmel Griechenlands erzeugte jenes kunst- und lebensfrohe Geschlecht, dessen künstlerische Schöpfungen uns noch heute als bewundernswerte Vorbilder vor Augen stehen. Das Nebelklima Englands begünstigt den Spleen, eine hypochondrische Melancholie, welche die davon Befallenen in vielen Fällen dem Selbstmord in die Arme führt.

Völlerei und Genügsamkeit hängen gleichfalls vom Klima ab. Der Südländer (Italiener, Spanier) beschämt uns durch die Bescheidenheit seiner Anforderungen an Speise und Trank, ein rauheres Klima steigert das Nahrungsbedürfnis und dadurch die Neigung zu Tafelfreuden, Schmelgereien und Trunksucht. Der Charakter der Nordländer ist ernst; Isländer und Norweger sind zur Schwermut geneigt, und die Eskimos sanft, melancholisch und phlegmatisch, eine Folge der kühlen Umgebung und langen Dunkelheit. Schon innerhalb des deutschen Reiches und Deutsch-Oesterreichs vermögen wir die klimatischen Einflüsse auf den Charakter zu studieren: der schwerfällige, ernste Bauer des deutschen Nordens und der lustige Wiener bilden einen augenfälligen Kontrast. So ist der Mensch überall ein Produkt seiner Elemente, der ihn umgebenden Natur und der Verhältnisse — wenn wir dies aber erkennen, so sollten wir auch die Konsequenzen aus dieser Erkenntnis ziehen und Duldsamkeit daraus lernen gegen unsere Mitmenschen.

Unsere Bilder.

Im Trauerhause.

Mutterherze, willst Du klagen
Ueber Dein entschlafnes Kind,
Das die Engel heimgetragen,
Wo die Sel'gen alle sind?
Aus der Erde Nacht und Grauen,
Aus der Welt und ihrer Pein,
In des Paradieses Auen,
In den ew'gen Sonnenschein.

Zwar es waren süße Stunden
Als sie Dir am Herzen lag,
Als Du ihre Lieb empfunden
Die aus holden Augen sprach.
Aber trock'ne nur die Träne,
Und vergiß den stillen Harm,
Unsere süße Magdalene
Ruht in Jesu Schoß und Arm.

◆ Gemeinnütziges. ◆

Nieren schnitten. Uebrig gebliebene Kalbsniere wird mit Kalbsbraten, Petersilie, Zwiebel und Zitronenschale fein gewiegt, mit einem Ei, Salz, Muskatnuß und etwas saurem Rahm zu einer streichbaren Masse angerührt und auf rasch in Milch getauchte Semmelschnitten gestrichen; diese werden in zerschlagenen Eiern umgewendet und in heißem Schmalz gebacken.

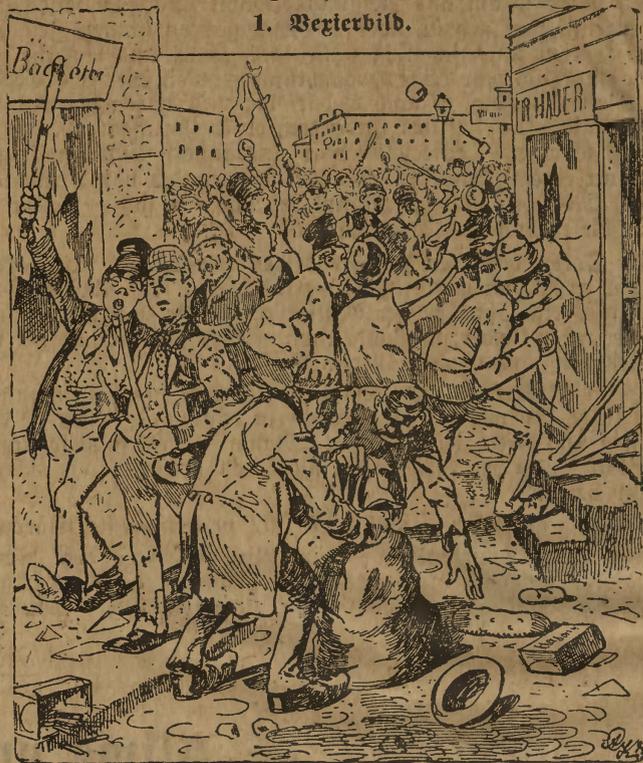
Die Behandlung der Lampen. Will man ein gutes, helles Licht haben, so darf man nicht die Mühe scheuen, die Lampe öfters einer gründlichen Reinigung zu unterziehen. Seiden- oder Papierschirme werden mit einem feinen Haarpinsel gereinigt. Zur Reinigung der Glocke bringt man sie in heißes Wasser, dem etwas Ammoniak oder Borax zugefügt wird. Man verwende keine Seife, da sie hieron leicht trüb werden kann. Ist dies geschehen, kratzt man mit einem Streichholz den verkohlten Docht ab, man schneide ihn jedoch keinesfalls ab, da er hierdurch leicht uneben werden kann. Hierauf schraubt man den Ring, der den Brenner einhüllt, ab und reinigt den Brenner gut mit einem weichen Flanellappen. Zuletzt wird das Petroleum eingefüllt; zur Verhinderung des Ueberlaufens wird am besten ein kleiner Trichter verwendet. Nach dem Auffüllen ist der Behälter mit einem Lappen gut abzuwischen. Zuweilen ist eine gründliche Reinigung des Behälters notwendig, wozu man heißes Wasser und Ammoniak nimmt. Gibt ein Brenner ein unzulängliches, spärliches Licht, ist es am besten, ihn eine Stunde lang mit Waschsoda oder ein wenig Borax zu kochen.

Praktischer Bettwärmer. Sehr viel Menschen leiden in der jetzigen Jahreszeit an kalten Füßen, die sich auch im Bett nur schwer erwärmen und oft schlafhindernd wirken. Das einzige Mittel, diesem Uebel energisch entgegen zu treten, ist, das Bett zu erwärmen. Mit heißem Wasser gefüllte Flaschen werden oft für diesen Zweck benutzt, doch ist es immerhin ein gefährliches Verfahren, denn selbst bei guter Verpackung der Flaschen sind schon Verbrühungen vorgekommen, oder was auch nicht gerade angenehm ist — ein Teil des Inhalts ist ausgelaufen. Dagegen ist ein „Wärmesack“ sehr empfehlenswert. Man fertigt einen Sack aus grauem Leinen usw. in beliebiger Größe, 45 bis 50 Zentimeter lang ist das beste Maß, füllt denselben mit Kleie und näht die Oeffnung fest überwendlich zu. Diesen Sack erwärmt man im Backofen, in der Röhre, auf der Maschine, indem man Papier unterlegt, oder bei großer Hitze irgend einen Gegenstand, kleinen Dreifuß usw. unterstellt. Sobald der Sack, den man auch wenden muß, gut durchwärmt ist, wird er ins Bett gelegt und ein angenehmes, molliges Gefühl empfindet der an kalten Füßen Leidende, wenn er sich zur Ruhe begibt, ohne befürchten zu müssen, Schaden zu erleiden.

Kupfer braun zu färben. Das von Fett und Schmutz gut gereinigte Metall wird unter Zuhilfenahme eines Haarpinsels mit folgender Mischung bestrichen: 15 Gramm Englisch Rot, 35 Gr. Maun, 35 Gramm Ammoniumchlorid, 15 Gramm Grünspan, alles fein zerrieben, werden mit der genügenden Menge Essig zu einem Brei angerührt. Der Gegenstand wird hierauf über einem Holzlohlenfeuer erwärmt, wieder erkalten lassen und in Wasser abgewaschen. Das Verfahren ist, falls eine dunklere Tönung gewünscht wird, zu wiederholen. (Prakt. Wegw.)

◆ Nachtfisch. ◆

1. Begierbild.



Wo ist der Schutzmann?

2. Ergänzungsaufgabe.

a al anz de e e he ka kon la li mul se se ste tä tha ur
Aus diesen 18 Buchstaben und Silben sind neun dreifelhige Wörter zu bilden, die alle dieselbe Mittelsilbe haben. Die Mittelsilbe soll gesucht werden. Die richtig gefundenen Wörter sind dann so zu ordnen, daß die Anfangsbuchstaben eine Stadt in Schlesien ergeben.

2. Rätsel.

Als Gewicht bin allbekannt!
Doch umgekehrt der Zeichen zwei —
Wird eine Muse so benannt!

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Wenn Du geliebt, wenn Du gehofft, Dann süßst Du, wie zu vollem Wert, Erwacht Dein ganzes Leben, Wenn Du gestrebt, gerungen, Denn jeder Schmerz, der Dich beschwert Wird Dich nur höher heben.
2. Was man einmal ist, das muß man ganz sein. (Fr. Bodenstedt, Mirza-Schaffy.)

◆ Lustiges. ◆

Guter Anfang.

A.: „... Ja, lieber Freund, wenn Du mit Deinem Einkommen nicht ausreicht, dann mußt Du Dich eben einschränken!“

A.: „Tu ich ja! Trink jetzt nur noch deutschen statt französischen Champagner!“

Uebertrieben.

Chef: „Sie verlangen 5 Tage Urlaub?“

Kommis: „Ja wohl.“

Chef: „5 Tage Urlaub? Aber Mensch, wollen Sie denn eine Reise um die Welt machen?“

Der Schreck.

Tante (Märchen erzählend): „Die junge Königstochter hatte im Keller einen Schatz vergraben.“

Anna (10 jährige „höhere Tochter“): „Lebendig?“

Neuhlichkeit.

Sechziger (der noch Vater geworden, zu einem Bekannten): „Finden Sie nicht auch, daß mir der Bengel sehr ähnlich sieht?“

B.: „Ich finde nur eine Neuhlichkeit, nämlich den kahlen Kopf!“

Nur bescheiden.

Dame (im Museum): „Sieh nur den herrlichen Apollo, Mama!“

Leutnant (der zufällig neben dem Apollo steht, für sich): „Meine Schmeichlerin!“

Ein kleines Mißverständnis.



Frau: „Ich mecht ä Pfund Sauerkraut!“

Kaufmann: „Jetzt heeßt aber kilo...“

Frau: „Woos? Nimmer Sauerkraut?“

Höchste Begeisterung.

Studiosus Muff: „Nun, wie hat Dir die Oper gefallen?“

Studiosus Suff: „O, ich bin so begeistert davon, so begeistert — — ich könnte gleich ein ganzes Achtel austrinken.“

Vakonisch.

Geflügelhändler (einer Frau eine alte Gans anbietend): „Ich lasse Ihnen die Gans um sechs Mark!“

Frau: „Ich auch!“

Richtig verstanden.

Stubenmädchen (für sich): „Was mach ich jetzt? Schreib mir mein Schatz, ich soll ihm einen recht freundlichen Brief schicken und nun ist — keine Wurst im ganzen Hause zu finden!“

Im Eifer des Gesprächs.

Ältere Dame: „Sagen Sie mir aufrichtig, Herr Leutnant, wenn ich sterbe, werden Sie zu meiner Beerdigung kommen?“

Leutnant: „Aber gewiß, gnädige Frau, mit dem größten Vergnügen.“